

Predigt ohne Worte

Zwischen Expressionismus und Askese: Martin Elsaessers Südkirche in der Esslinger Pliensauvorstadt und die Geschichte der dortigen Evangelischen Gemeinde

VON FRIEDHELM RÖTTGER

Dem Gefühl des Glücks, nach vielen und vor allem zermürbenden wechselvollen Jahren des Bangens und Hoffens seiner evangelischen Gemeinde in der Esslinger Pliensauvorstadt endlich einen eigenen Kirchenraum, die Südkirche, übergeben zu können, mag das Pathos von Pfarrer Otto Riethmüllers Predigt zum Einweihungstag am Sonntag, 11. November 1926, geschuldet sein. Pate steht Martin Luthers Kirchenlied, wenn Riethmüller auf den instabilen Baugrund am Hang neben der Spitalsteige, dem alten Verbindungsweg zwischen Esslingen und den Fildern, das Haus Gottes projiziert: „Wie eine feste Burg liegt unsere Kirche nun am Berg.“

Von einem ähnlichen Pathos getragen, gepaart mit dem Ausdruck deutschnationaler Gesinnung, ist die Urkunde über die Grundsteinlegung der Südkirche am Sonntag, 8. November 1925: „Wir bauen ein schlichtes Haus in Zeiten tiefer Not einem armen und gedemütigten Volk, das nach Hilfe aussieht wie Wächter nach der Morgenröte.“

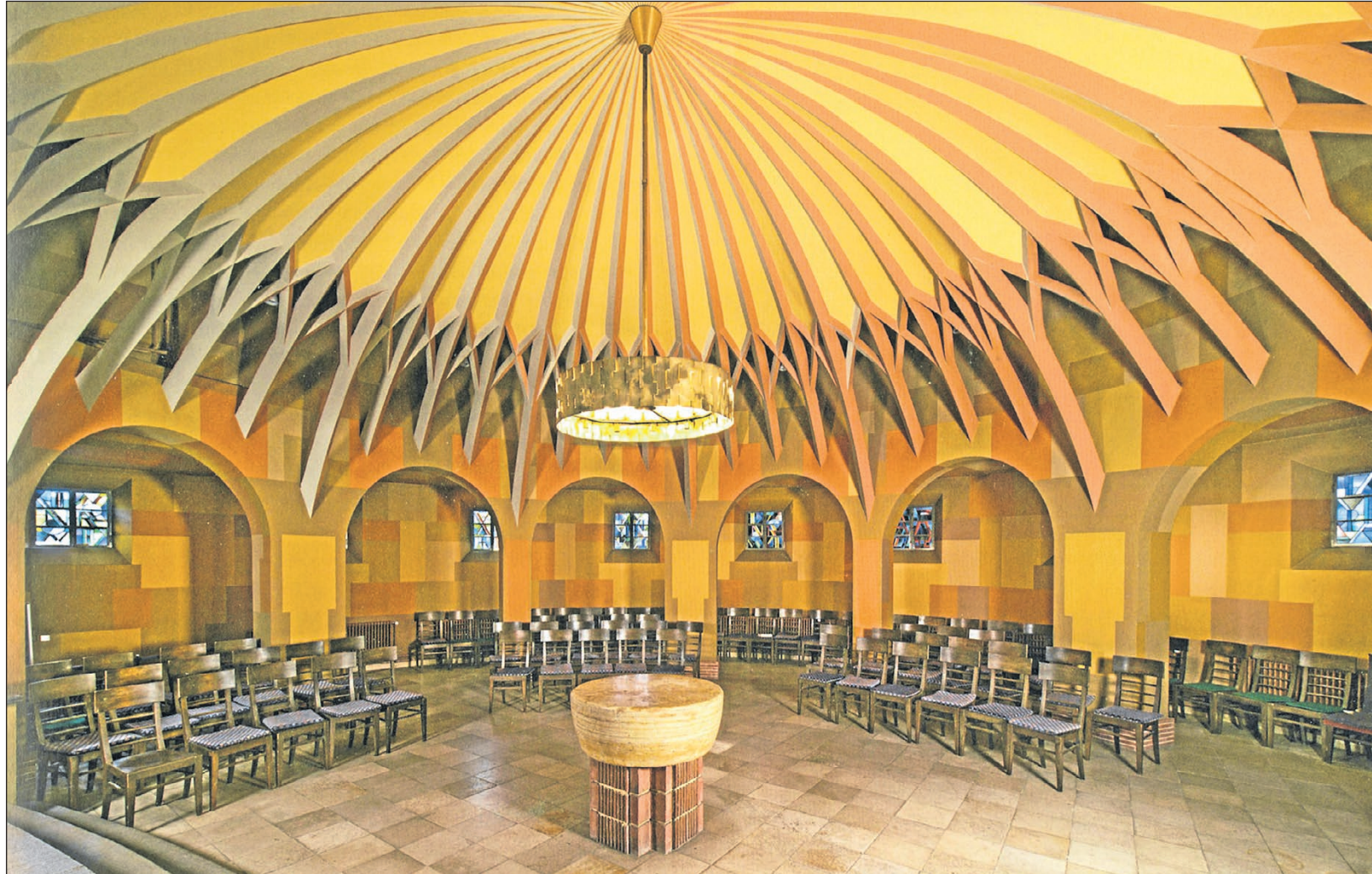
In Wirklichkeit ist das „Haus“ alles andere denn „schlicht“. Von dem Architekten Martin Elsaesser (1884-1957) bereits 1919 entworfen, markiert es kunsthistorisch einen der Höhepunkte des deutschen architektonischen Expressionismus. Wie sehr die Ausdruckskunst dieser baugeschichtlich bedeutsamen Phase sich von der Moderne, dem Neuen Bauen, unterscheidet, belegt die 1927, ein Jahr nach der Einweihung der Südkirche, im Rahmen der Ausstellung „Die Wohnung“ eröffnete und vom Deutschen Werkbund initiierte Stuttgarter Weißenhofsiedlung mit ihren 21 Häusern und 63 Wohnungen.

Doch hatte zu diesem Zeitpunkt Elsaesser sich stilistisch längst neu orientiert; seine zahlreichen Entwürfe für Dorf- und Pfarrkirchen, darunter die dem Jugendstil verpflichtete Evangelische Stadtkirche in Stuttgart-Gaisburg (1910-13), sowie die Profanbauten der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, unter ihnen die Stuttgarter Markthalle (1912-13), liegen hinter ihm. 1925 erreichte ihn der Ruf des Frankfurter Hochbauamts, wo er – unter Leitung des Stadtbaurats Ernst May – das sozial orientierte und ästhetisch innovative Projekt „Neues Frankfurt“ wesentlich mitgeprägt hat. So ist unter seiner Federführung 1927/28 die Frankfurter Großmarkthalle entstanden, die nach partiellem Abriss, nach einschneidenden Um- und Neubaumaßnahmen von 2015 an Sitz der Europäischen Zentralbank (EZB) sein wird.

Desolate Situation

Einen Einblick in die desolate Situation der damals noch jungen evangelischen Kirchengemeinde in der Pliensauvorstadt vermittelt ein anderes historisches Dokument. Es handelt sich um einen Ende Mai 1913 veröffentlichten Spendenaufruf des Evangelischen Kirchenbauvereins, der sich sowohl an die „Pliensauvorstädter“ als auch an „unsere Evang. Mitbürger in der Stadt und auf den Filialen“ richtete. Erklärtes Ziel ist es, „bis spätestens 1917“ – zum 400-jährigen Reformationsjubiläum – für die annähernd 4000 evangelischen Bewohner eine „schön gelegene, stimmungsvolle Kirche“ mit zugehörigem Gemeindehaus zu errichten.

In die Tugend der Geduld sich einzuhängen, hatte die Gemeinde gelernt, ebenso den Umgang mit Provisorien, für die es viele Gründe gab. So hatte die Verlängerung der Eisenbahn von Cannstatt bis Esslingen im Jahr 1845 die Ansiedlung zahl- und zum Teil umfangreicher Industriebetriebe zur Folge, darunter die 1846 gegründete Maschinenfabrik Esslingen (ME). Ausreichend Baufäche bot vor allem das flache Gelände auf der linken Neckarseite. In kurzen Abständen entstanden zahlreiche Fabriken, de-



Wie unter einem schützend aufgespannten Schirm: der Feierraum der Esslinger Südkirche.

Foto: Rose Hajdu / Katalog der Augsburger Ausstellung

ren Besitzer in Ufernähe ihre Gründerzeitvillen bauten. Die Pliensauvorstadt jenseits der Bürgerstadt, „über der Brück“ oder abfällig die „Zigeunerinsel“ genannt, war zu einer beliebten Wohngegend geworden. Unterhalb des Eisbergs und ebenfalls in Nachbarschaft des Flussufers hatte der Esslinger Architekt Albert Benz (1877-1944), dessen Lebensspuren sich im KZ Sachsenhausen verlieren, eine Villenreihe im Stil des Historismus mit Anklängen an die mittelalterliche Fachwerkarchitektur entworfen. Für die zu Tausenden zugezogenen Fabrikarbeiter, kraft derer sich Esslingen zu einer „Hochburg der württembergischen Arbeiterbewegung“ entwickelte, war kein vergleichbarer Wohnraum vorgesehen. Zwar waren dreigeschossige Wohnblocks und, nach Ende des Ersten Weltkriegs, durch Initiative der Stadt und diverser Baugenossenschaften mehrere Mietshäuser errichtet worden. Doch war zunächst weder an die Entwicklung eines eigenständigen Stadtteils geschweige denn an eine an den sozialen Bedürfnissen seiner Bewohner orientierte Infrastruktur gedacht worden.

Keimzelle „Steck's Säle“

Noch vor der Wende zum 20. Jahrhundert hatten die Gründergestalten der Esslinger Industrie die Initiative ergriffen und zu karitativen Stiftungen aufgerufen. Eine der ersten

Keimzellen war die um 1880 eingerichtete „Kleinkinderpflege“ in „Steck's Säle“ zwischen Kreuzgarten- und Umlandstraße nahe der Pliensaubrücke. Aber erst mit der Einrichtung des „Schule“ in der Umlandstraße 14 waren 1892 die ersten Voraussetzungen für ein Gemeindeleben in der Pliensauvorstadt geschaffen worden. Bibel- und Singstunden wurden dort abgehalten; am Pfingsten 1901 fand der erste Gottesdienst statt. Höhepunkt in der jungen Geschichte der Vorstadtgemeinde war 1909 die Einrichtung einer provisorischen Pfarrstelle, die zehn Jahre später, mit der Investitur von Otto Riethmüller, in eine ordentliche umgewandelt wurde. Unter dem Druck zunehmender Raumnot sind an diesem Ort und im selben Jahr auch die ersten Pläne für den Bau einer eigenständigen Kirche geschmiedet worden. Der Kirchenbauverein hatte sich konstituiert, ehe die Pfarrei 1914 den Bauplatz an der Ecke Spitalsteige/Hohe Straße erwarb.

Die Absicht, zügig mit dem Bau der Pfarrkirche zu beginnen, durchkreuzte der Ausbruch des Ersten Weltkriegs; erst 1919 war an eine Fortsetzung der Planung zu denken, die in den Händen Martin Elsaessers lag, damals noch Bausachverständiger des Evangelischen Konsistoriums in Württemberg. Zur Wahl standen zwei Entwürfe: Sah der eine den Bau einer „Großen Volkskirche“ für 3000 Personen vor, sollte die „Kleine

Volkskirche“ lediglich Platz für 927 Besucher bieten. Nicht zuletzt aus Kostengründen entschied sich der Kirchengemeinderat für die kleinere Version, für die Kosten in Höhe von 140 000 bis 160 000 Mark veranschlagt wurden. Dass am Ende der Bau 610 970 Mark verschlang, hatte mehrerer Gründe. Der eine betraf die aufgrund instabiler Gesteinsschichten tiefer als geplant reichende Stahlbetonkonstruktion im Bereich des Turms, der andere organisatorische Querelen: 1925, im Jahr der Grundsteinlegung – im Rohbau waren Untergeschoss mit Gemeindegalerie bereits fertiggestellt –, verließ Elsaesser Stuttgart. Zuvor hatte er die Bauleitung an zwei Architekten abgegeben, die jedoch dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Obwohl Elsaesser auf weitere Gehaltsforderungen, schließlich auf sein Architektenhonorar verzichtet hatte, beschloss die Gemeinde, „Abstriche an Volumen und Ausstattung“ der Kirche zu machen.

Stimmiges Gesamtkunstwerk

Dennoch waren am Tag ihrer feierlichen Einweihung alle Widrigkeiten vergessen, und die Überzeugung hatte die Oberhand gewonnen, gemeinsam in ein Gotteshaus von ungewöhnlicher sakraler Ausstrahlung eingezogen zu sein. Die beredete Sprache seiner Formen galt als eine „Predigt ohne Worte“. Rein äußerlich betrachtet gibt das Langhaus sein

inneres Geheimnis nicht preis. Offenkundig dagegen ist die gelungene Absicht des damals 35-jährigen Architekten, die „Hülle“ des Bauwerks aufzulockern und zu gliedern: durch den Baustoff Backstein mit seinen hellen horizontalen und erhabenen, mit dem Tageslicht spielenden Fugen; durch Fenster unterschiedlicher Größe und Form, verteilt auf unterschiedliche Geschosshöhen; durch schlanke, zwischen den Fenstern aufragende Strebepfeiler. Den Eingang beherrscht, eine mächtige Christusgestalt in der Mitte, ein Terrakotta-Relief „Mühselige und Beladene“ von Dorkas Reinacher-Härlin, Professorin an der Kölner Kunstgewerbeschule, der Martin Elsaesser von 1920 bis 1925 vorstand.

Der folgende kurze Aufgang hinauf und hinein in den lichtdurchfluteten Innenraum folgt einer imaginären Regieanweisung, die den Höhepunkt der Ereignisse nicht zur Unzeit verschonkt: den Eintritt in die Predigtkirche. Und der sofortige Eindruck ist der von einem stimmigen Gesamtkunstwerk, geschaffen wie von einer Hand, umfassend Farben und Formen, Möbeldesign, die Gestalt der – ebenfalls an der Kölner Kunstgewerbeschule entworfenen – Leuchtkörper im Art-déco-Stil und die expressive Kreuzigungsgruppe aus Terrakotta in einer Nische über dem Altar, gestaltet von Maria Eulenbruch, einer Studentin von Dorkas Reinacher-Härlin.

Der wie in der japanischen Tempelarchitektur seitwärts nach oben gekrümmte große Torbogen über dem Altartisch verbindet die Predigtkirche mit der etwas tiefer gelegenen kreisrunden Feierkirche – und trennt sie zugleich. Denn nicht das Predigtwort sollte in diesem nur von spärlichem Licht erhellt Weieraum vorherrschen. Ersehnt waren Wärme, Geborgenheit, Intimität für sakrale Handlungen wie Taufe, Abendmahl und Trauung. Und wie ein schützend aufgespannter Schirm, dessen Rippen den Seitenwänden in unterschiedlicher Höhe entspringen und unter dessen Mittelpunkt der Taufstein steht, öffnet sich das leichte Strebewerk eines lichten Gewölbes, gefaltet wie aus Papier.

Eine Erneuerung protestantischer Liturgie ist undenkbar ohne eine Reform des protestantischen Kirchenbaus. Doch beides ist in der „Württembergischen Gottesdienstordnung“ nicht vorgesehen. Denn sie

stellt, weiß die Kunsthistorikerin Elisabeth Spitzbart, „eine Sonderform dar, die sich durch Strenge und nüchterne Grundhaltung sowie durch eine hartnäckige Ablehnung jeglicher liturgischer Bereicherung auszeichnet“. Was zählt ist Martin Luthers Hinweis, wonach die Gemeinde „nicht an die Stätte, Zeit, Haus oder Person gebunden“ sei. Denn predigen könne man „draußen vor dem Tore oder anderswo“.

Aber Martin Elsaesser, Sohn eines Tübinger Pfarrers und Teilnehmer an überregionalen Kirchenbautagen, war mit beidem bestens vertraut: mit protestantischer Tradition und der Forderung nach ihrer geistlichen Erneuerung. Und genau an diesem Schnittpunkt, in diesem „Spannungsfeld zwischen liturgischer Bewegung und württembergischer Strenge und Askese“, ist die Südkirche einzuordnen. Zwar bleibt sie mit ihrer gezügelten und maßvollen Architektur hinter den Verfechtern eines radikalen, gestisch ausladenden Raumprogramms zurück. Dennoch ist sie ein Meisterwerk neuer Kirchenbaukunst, auch wenn gegen Ende der 20er-Jahre Martin Elsaesser von der Idee der Zweiteilung in Predigt- und Feierkirche Abstand genommen hat.

Zuflucht für Verfolgte der Nazi-Zeit

Unter dem Dach der Südkirche waren nicht nur gläubige Christen versammelt. Schutz vor allem in der Zeit des Nationalsozialismus fanden Menschen, die aufgrund ihrer religiösen Zugehörigkeit und ihrer politischen Gesinnung von den Nazis verfolgt wurden. Pfarrer Paul Schmidt (1893-1973), Nachfolger von Otto Riethmüller, besaß den Mut, von der Kanzel herab den, wie es im Kirchenführer heißt, „Totalitätsanspruch des NS-Staates zurückzuweisen“. Engagiertes Mitglied der Bekennenden Kirche und aktiv beteiligt an der „Pfarrhauskette“, die politisch Verfolgte aufgenommen, versteckt und deren Identität verschleierte hat, nahm sich Schmidt verfolgter Juden an. Er verbarg sie im so genannten Judenloch, einem schwer zugänglichen Hohlraum unter der hinteren Empore.

Unvollständig wäre ein Abriss zur Geschichte der evangelischen Gemeinde und zur Rolle der Südkirche ohne den Hinweis auf den Exodus tausender Letten evangelisch-lutherischen Glaubens. Auf der Flucht vor der sowjetischen Armee fanden zur Jahreswende 1945/46 über 8000 verfolgte Unterkünfte in Esslingen. In der Südkirche feierten sie ihren Gottesdienst, häufig in Anwesenheit ihres 1962 auf dem Pliensaufriedhof beerdigten Erzbischofs Theodors Grimbergs, Leiter der Evangelisch-lutherischen Kirche Lettlands. Untergebracht waren die Flüchtlinge in der Becelaere-Kaserne, der Fabrik Stiefelmayer, in den umliegenden Gemeinden und in Privathäusern, deren etliche Bewohner von der amerikanischen Militärverwaltung ausquartiert wurden. Es entstand ein lebendiges, pädagogisch und kulturell anspruchsvolles Gemeindeleben, das 1949/50, nach der zweiten lettischen Emigrationswelle, diesmal in überseeische Länder, fortbestand, wenn gleich in erheblich reduzierter Form.

Das Architekturmuseum Schwaben im Augsburger Buchegger-Haus (Theottstraße 11) zeigt bis zum 23. November täglich außer montags von 14 bis 18 Uhr in der Ausstellung „Martin Elsaesser – Weihestätten. Protestantischer Sakralbau und Moderne“ Entwürfe und Ausführungen von Projekten aus den Jahren 1906 bis 1926. Drei Themengruppen bilden die Schwerpunkte: „Kirche und Reform“, „Liturgie und Raum“ sowie „Sakralität und Nüchternheit“. Zur Ausstellung erschien im Tübinger Wasmuth Verlag der empfehlenswerte, von Elisabeth Spitzbart und dem Kurator Jörg Schilling verfasste Katalog „Martin Elsaesser. Kirchenbauten, Pfarr- und Gemeindehäuser“ (207 Seiten, 48 Euro).



Die Südkirche im Jahr ihrer Einweihung 1926. Das Porträtbild ihres Architekten Martin Elsaesser entstand bereits zwölf Jahre vorher.



Fotos: Martin-Elsaesser-Stiftung / Nachlass Martin Elsaesser / Katalog